

Cordia Schlegelmilch

Deutsche Lebensalter
Erkundungen in einer sächsischen Kleinstadt

»Für mich hätte die Wende 10 Jahre eher kommen müssen.« Mit diesen oder ähnlichen Worten kommentierten vor allem viele Angehörige mittlerer und älterer Jahrgänge, die ich im Rahmen einer Gemeindestudie in den letzten beiden Jahren um die Erzählung ihrer Lebensgeschichte gebeten hatte, die vergangenen Ereignisse in der DDR.¹ So wie ein runder Geburtstag mit zunehmendem Alter dazu anregt, ein persönliches Resumé zu ziehen, und noch unerfüllte Lebenspläne beim Überschreiten der sog. »Lebensmitte« unter wachsenden Zeitdruck geraten oder sogar relativiert bzw. zurückgenommen werden, so war die Wende im Jahr 1989 für viele Anlaß zu einer Bilanz des bisherigen Lebens und eines erneuten Abschätzens der Realisierungschancen eigener Ansprüche und Ziele. Mit dem Jahr 1989 begann zwar keine »Stunde Null«, aber doch eine »neue Zeit«. Das Nachdenken über das jeweilige Lebensalter und die damit verbundenen Möglichkeiten und Grenzen der weiteren Lebensgestaltung beschränkte sich jedoch nicht auf die Älteren unter meinen Gesprächspartnern, sondern erfolgte quer durch alle Altersgruppen, auch wenn bei den Jüngeren Vergangenheit und Zukunft in einem anderen Verhältnis stehen und ihre Entscheidungsmöglichkeiten meist offener sind.

Natürlich ist das Lebensalter nur ein Faktor unter vielen, die die individuelle Wahrnehmung und Verarbeitung gravierender Lebensereignisse beeinflussen. Und zweifellos muß die Beschreibung, Deutung und Erklärung biographischer Verarbeitungsformen der Wende neben individuellen Ressourcen und lebensgeschichtlich erworbenen Handlungsorientierungen auch kulturelle Deutungsmuster und gesellschaftliche Rahmenbedingungen einbeziehen. Andererseits ist die Bedeutung von Lebenszeit und Lebensalter als eigenständige gesellschaftliche Strukturdimension, die die Gesell-

1 Das Projekt wird von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur finanziert. Es wurde im September 1990 begonnen und hat eine Laufzeit von drei Jahren.

schaft gegenwärtig um das Erwerbssystem herum organisiert, lange verkannt worden (Kohli 1985, S. 1 ff.). Unterschiedliche Lebensverläufe werden in den Sozialwissenschaften ausgehend von Mannheim (1928/29) mit dem Konzept der Generation thematisiert. Nach Mannheim konstituiert sich eine Generation

»nicht nur durch das Faktum der in derselben chronologischen Zeit erfolgten Geburt« (oder anderer gleichzeitig verlaufender Übergänge im Lebensverlauf), »sondern erst durch die daraus entstehende Möglichkeit an denselben Ereignissen, Lebensgehalten usw. zu partizipieren und noch mehr, von derselben Art der Bewußtseinsschichtung aus dies zu tun ... Nur ein gemeinsamer historisch-sozialer Lebensraum ermöglicht, daß die geburtenmäßige Lagerung in der chronologischen Zeit zu einer soziologisch relevanten werde« (Mannheim 1967, S. 40; vgl. zusammenfassend auch Fagt 1982).

Ebenso wie die Bindung an gleiche Lebensphasen nicht zu einheitlichen Handlungs- und Denkweisen führt, bringt auch eine gemeinsame Generationslagerung nicht notwendig gleichartige Verarbeitungs- und Wahrnehmungsformen bestimmter Ereignisse hervor. Andererseits kann der Rückgriff auf die Konzeption von Lebensphasen und Generationen zur Klärung der Frage beitragen, wie es dazu kommt, daß bestimmte soziale Gruppen ähnliche Verhaltensweisen und Orientierungen herausbilden und wie sich kollektive Einstellungen und Verhaltensdispositionen generationsspezifisch wandeln bzw. unterscheiden.

Der folgende Beitrag stellt Teilergebnisse einer alltags- und lebensweltlich orientierten Langzeitstudie vor, die ich seit August 1990 in einer sächsischen Kleinstadt durchführe.² Ziel ist es zu beschreiben, wie sich das politische, wirtschaftliche und soziale Gefüge einer typischen Kleinstadt in der ehemaligen DDR nach der Deutschen Vereinigung ändert.³ Dabei stehen die Lebenswelt der Bewohner und ihre subjektiven Wahrnehmungen im Vordergrund. Mit anderen Worten: Wie verarbeiten die Bewohner der Stadt die gegenwärtige gesellschaftliche Umbruchphase im Rahmen ihrer persönlichen Biographien, und wie verändert sich das soziale Beziehungsnetz, d.h. der Zusammenhalt einer Gemeinde? Resultat soll ein Erfahrungsbericht von innen sein, in dem die Betroffenen selbst zu Wort kom-

2 Die empirische Basis des Projekts bilden rd. 200 narrative, zum großen Teil biographisch angelegte Interviews, die ich zwischen September 1990 und Mai 1991 mit den Bewohnern geführt habe. Die Interviews werden ergänzt durch verschiedene andere Erhebungsverfahren wie z.B. teilnehmende Beobachtung, die Auswertung von Dokumenten und die Sammlung struktureller Rahmendaten aus der Region. Für den folgenden Beitrag wurde eine kleinere Anzahl von Interviews exemplarisch ausgewählt.

3 Wurzen ist eine Kreisstadt mit rd. 18.000 Einwohnern (1990), ca. 30 km nordöstlich von Leipzig gelegen. Als eine der ältesten sächsischen Städte (961 erstmals urkundlich erwähnt) und durch seine schon zu früheren Zeiten verkehrsgünstige Lage, verfügt Wurzen über eine reiche industriegeschichtliche Tradition. Die wirtschaftliche Situation der Stadt ist durch ein industrie-agrarisches Umfeld und eine vielfältige mittelständische Industrie geprägt, die auch zu DDR-Zeiten nie völlig an Bedeutung verloren hat.

men, ihr Denken und Handeln durchsichtig und verstehbar wird und ihre Lebenswelt Konturen und Farbe annimmt.

Ich möchte im folgenden einige typische alters- bzw. generationsspezifische Problemlagen und Sichtweisen des gesellschaftlichen Umbruchs der DDR beschreiben. Zur Kategorisierung der einzelnen Altersgruppen beziehe ich mich auf gängige Systematisierungen der Lebensphasen, wie sie im Rahmen der Lebenslaufforschung entwickelt wurden. Danach wird die Grenze zwischen Jugend- und Erwachsenenalter bei ca. 25 Jahren angesetzt. Das Erwachsenenalter wird meist nach frühem (ca. 25 bis 40 Jahre) und mittlerem Erwachsenenalter (40 bis 65 Jahre) unterschieden. Die Übergangsphase zwischen frühem und mittlerem Erwachsenenalter im engeren Sinne, die sog. »Lebensmitte«, umfaßt die Altersstufe zwischen 40 und 50 Jahren. Die Phase des »höheren Alters« setzt bei ca. 60 bzw. 65 Jahren ein. Mit diesen, nach ihrer Position im Lebenslauf gebildeten fünf Altersgruppen sind spezifische altersstrukturelle Problemlagen verknüpft (vgl. Kohli 1977, S. 626). Zugleich wird danach gefragt, inwieweit diese Altersgruppen in ihren Erzählungen auch gemeinsame historische Erfahrungen zum Ausdruck bringen. Insofern handelt es sich bei der folgenden Darstellung also um die Verbindung einer alters- und generationsspezifischen Sichtweise.

1. »Mein Leben besteht nur aus Übergangszeiten« - Die bis 1925 Geborenen

Die Angehörigen dieser Altersgruppe, sie waren im Jahr 1990 65 Jahre und älter, haben ihre Kindheit oder Jugend noch in der Weimarer Republik verbracht und waren im Dritten Reich vielfach schon junge Erwachsene. Ein Teil der Männer erlebte den Zweiten Weltkrieg im wehrfähigen Alter und machte Arbeitsdienst und Gefangenschaft mit. Bei vielen sind Erinnerungen an Vertreibung und Flucht noch lebendig. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren sie schon alt genug, um politische Verantwortung zu übernehmen bzw. noch nicht zu alt, um beruflich noch einmal neu anfangen zu können. Die Notwendigkeit zur damals massenhaften Ausbildung neuer politischer und wirtschaftlicher Führungskräfte, die durch den Nationalsozialismus nicht belastet waren, ergab sich Ende der 40er und in den 50er Jahren vor allem durch die durch Bodenreform und Umgestaltung der Wirtschaft in Gang gesetzte dramatische Abwanderung bürgerlicher und kleinbürgerlicher Schichten.⁴ Viele dieser Aktivisten der ersten Stunde stammen aus bäuerlichem oder proletarischem Milieu und hatten in der

4 Genaue Zahlen nennt Staritz 1985, S. 54 f. und 92 f.

Regel handwerkliche Berufe erlernt. Ihr Engagement für den DDR-Staat resultierte aus antifaschistischen, kommunistischen oder sozialdemokratischen Traditionen, die ihnen zum Teil über das noch der alten Arbeiterbewegung verhaftete Elternhaus vermittelt wurden, zum Teil aber auch auf eigenen Erfahrungen (z.B. Kriegsgefangenschaft oder Aufenthalte in sowjetischen 'Antifa-Lagern') beruhten. Außer von der Grundüberzeugung »Nie wieder Krieg« war ihr politisches Handeln zunächst davon bestimmt, die materielle Not der unmittelbaren Nachkriegszeit zu lindern. »Wir wollten, daß es den Menschen besser geht«, heißt es oft.

Die Qualifikation für eine politische Leitungstätigkeit in den unmittelbaren Anfangsjahren der DDR erfolgte - oft schon in fortgeschrittenem Alter - nachträglich in Form von berufsbegleitender Zusatzausbildung und bedeutete in der Regel eine starke persönliche und familiäre Belastung. Funktionäre dieser Altersgruppe beschreiben ihren politischen Aufstieg als Pflicht und persönliche Herausforderung.⁵ Sie betonen ihren Fleiß bei gleichzeitiger Bescheidenheit der persönlichen Lebensverhältnisse, ihre Disziplin, die sie auch von anderen forderten, aber auch ihre Toleranz und ihren Idealismus sowie ihr Improvisationsgeschick. Gerade weil man selbst aus dem Arbeitermilieu stammte, so wird immer wieder betont, habe man nie den Kontakt »zur Basis« verloren und sei sich nicht zu schade gewesen, auch vor Ort immer aktiv mit dabei zu sein.

Trotz Kritik im einzelnen sind die meisten dieser Generation dem System bis zuletzt verbunden geblieben und empfinden nicht selten Dankbarkeit gegenüber dem Staat für den ihnen ermöglichten gesellschaftlichen Aufstieg. Allerdings bezieht sich die hohe Akzeptanz des Systems in dieser Altersgruppe vor allem auf die Ulbricht-Ära, in der sie aus ihrer Perspektive die meisten sichtbaren Erfolge erzielen konnte. Mit der Machtübernahme Honeckers 1971 und der auf dem VIII. Parteitag beschlossenen Einheit von Wirtschaft- und Sozialpolitik hat nach Ansicht vieler Funktionsträger eine »Materialisierung« der Politik bei weitgehendem Verzicht auf tragende ideologische Konzepte stattgefunden. Sie habe vor allem die Jugend bevorzugt und das Volk zu Egoisten und Kleinbürgern erzogen. Seitdem, so ein ehemaliger Gewerkschaftsfunktionär (Jg. 1924), hat es in seiner Generation geheißen: »Die Jugend in die Betten, die Alten werd'n die Produktion schon retten«. Abgesehen davon, daß der Arbeitskräftemangel in der DDR die Beschäftigung von Arbeitskräften auch im Rentenalter erforderlich machte, sah sich gerade die ältere Generation aufgrund ihrer meist geringen Einkommen gezwungen, im Ruhestand hinzuzuverdienen. Viele sagen

5 Zu einer Reihe ähnlicher Ergebnisse bei der Charakterisierung dieser und der folgenden Generation kommt auch Niethammer 1988 und 1990.

daher auch, daß sie es erst im Alter zu einem gewissen Wohlstand gebracht hätten.

Auch diejenigen dieser Altersgruppe, die keine politischen Funktionen in der DDR innehatten, sprechen von schweren, durch Weltwirtschaftskrise und Krieg gezeichneten Zeiten, an die sich eine Zeit des Aufbruchs und der Hoffnung auf ein »besseres Deutschland« angeschlossen hätte. Selbstverständlich waren nicht alle von ihnen in der NSDAP aktiv, wohl aber viele als Wähler und Mitläufer durch den Nationalsozialismus geprägt.⁶ Dennoch gab es offenbar eine Reihe von Anknüpfungspunkten zum sozialistischen Programm, die hier nicht im einzelnen diskutiert werden können.⁷ Die Motivation sich nach Kriegsende beim Aufbau der DDR zu engagieren, erklären einige meiner Gesprächspartner auch aus einem politischen Schamgefühl heraus und dem Willen, »etwas wieder gutzumachen«. Ein kleinerer Teil berichtet dagegen von einer weiteren Phase der Anpassung an ein »diktatorisches Regime«, das statt brauner jetzt rote Farben getragen habe.

Auf die im Vergleich zum Westen als wesentlich schwieriger empfundene Nachkriegszeit folgte, wie es oft heißt, in den 60er und Anfang der 70er Jahre eine Phase des »bescheidenen privaten Glücks«. Diese Konsolidierung der wirtschaftlichen Situation galt vor allem auch für Umsiedler und Vertriebene, die durch die Bodenreform die Chance eines wirtschaftlichen Neuanfangs bekamen.

Vor dem Hintergrund der mehrmaligen wirtschaftlichen und politischen Systemwechsel mit anschließenden »Übergangszeiten« haben die über 65jährigen nicht selten ein pragmatisches Verhältnis zur gegenwärtigen Situation. Sie können an frühere Erfahrungen anknüpfen:

»Ich kenne es noch von vor 33. So war's in Leipzig. Was Neues ist das nicht. ... Mein Mann war auch eine zeitlang arbeitslos, aber es geht immer irgendwie weiter. Es nützt ja alles nichts.

6 In den Jahren 1945/46 gehörten nach Staritz (1985, S. 54) mehr als die Hälfte der Deutschen in der SBZ zu den Jahrgängen, die 1932 und 1933 durch ihr Wahlverhalten der NSDAP zur Macht verholfen hatten. Noch 1950 stellten jene DDR-Bürger, die im Kaiserreich, in der Weimarer Republik oder im NS-Staat sozialisiert worden waren, mehr als zwei Drittel der Bevölkerung.

7 Selbst wenn es richtig ist, daß die Erinnerung an Kriegszusammenbruch und den Einmarsch der Sowjetarmee zusammen mit den Vorgängen der Entnazifizierung den ohnehin durch den Nationalsozialismus geschürten Antibolschewismus weiterleben ließ, wenn nicht verstärkte, gibt es für eine Generalisierung dieser Haltung beim Großteil der damaligen Bevölkerung der SBZ und späteren DDR keine empirischen Anhaltspunkte. Die von mir geführten Interviews zeigen auch unter Nazi-Sympathisanten sehr differierende Einstellungen zu Sozialismus und der sowjetischen Besatzungsmacht. Fragen der biographischen Kontinuität beim Systemwechsel vom Dritten Reich zur DDR werden auch von verschiedenen Schriftstellern wie z.B. Fühmann (Jg. 1922) oder Borkowski (Jg. 1928) thematisiert.

Manche machen da ne Leier, da muß man eben anpacken. Die da drüben können uns doch nicht laufend Geld geben. Ich habe schon oft schlimme Zeiten erlebt« (Rentnerin, 90 Jahre).

Da zum Vergleichsmaßstab dieser Generation Weltwirtschaftskrise, Kriegs- und Nachkriegszeiten gehören, in denen der Kampf ums Überleben dominierte, empfinden sie die Zumutungen der jetzigen Umbruchphase - beispielsweise die zum Teil niedrigen Renten - als weniger gravierend:

»Ich hatte in der Küche anstatt einer Chaiselongue ... eine alte Matratze und Ziegelsteine drunter. Gucken Sie mal, erstens war alles horrend teuer, das habe ich mir daher auch erst in der Rente gekauft. Und sehen Sie, was das für ein Dreck ist, das geht nämlich überall kaputt. Aber hier wird nichts mehr gemacht, mit 80 Jahren ändert sich nichts mehr. Wie lange lebe ich denn noch? (Rentnerin, Jg. 1911).

Die meisten Beschäftigten und Funktionsträger dieser Generation sind bereits Mitte der 80er Jahre in den Ruhestand getreten, auch wenn dies berufliche Aktivitäten danach nicht ausgeschlossen hat. Die gegenwärtige Sicht ist bei ihnen daher weniger von Statusverlust, beruflichen oder materiellen Problemen bestimmt, als mehr von der Frage, wie das eigene Leben rückblickend zu bewerten sei. In diesem Prozeß der Bilanzierung identifiziert man sich vor allem mit den Aufbaujahren der DDR, aus denen man seine Selbstachtung zieht. Der gegenwärtig immer wieder zu hörende Satz: »Es war doch nicht alles schlecht!« hat für diese Generation ein besonderes Gewicht. Das Gefühl eigener Verantwortlichkeit endet für sie mit dem Austritt aus dem regulären Erwerbsleben und liegt daher bereits längere Zeit zurück. Dabei fiel es subjektiv nicht immer leicht, den Platz zu räumen. Gerade im Rahmen von Amtsübergaben spielten sich nicht selten Generationskonflikte ab, in denen der eigene, meist intuitive, praxisnahe aber auch emotionalere Führungsstil gegen die nüchternen, wissenschaftlich orientierten, damit von den Vorgängern aber auch als »elitär« empfundenen Ambitionen der Nachfolger ausgespielt wurde.

Der Zusammenbruch des Systems beeinträchtigt in dieser Generation die Sicht auf das eigene Leben kaum, verstärkt allerdings das ohnehin ausgeprägte Empfinden eines entbehrungsreichen und aufopferungsvollen Lebens, das man mit hohem persönlichen Einsatz gemeistert habe, auf das man aber auch nicht ohne einen gewissen Stolz zurückblickt. Auch hat diese Altersklasse vielfach noch das Gefühl, und sei es im Zuge von Krieg und Gefangenschaft, »die Welt gesehen zu haben«. Die Enttäuschung darüber, daß »die DDR eine Fußnote in der Geschichte bleibt«, über die Sinnlosigkeit des eigenen Engagements und über einen Lebensabend, »den man sich so nicht vorgestellt hat«, ist nur dann besonders groß, wenn das Ende der DDR mit dem Eintritt in den Ruhestand zusammenfiel und es, wie im Fall einiger ehemaliger Funktionäre, im Zuge der politischen Auseinandersetzungen zur Wende für die Betroffenen zu massiven öffentlichen Beschuldigungen kam.

Mitglieder dieser Generation, von denen sich viele noch rüstig fühlen und die zu DDR-Zeiten damit rechnen konnten, auch im Alter noch als Arbeitskräftereserve gebraucht zu werden - wobei sie dabei oft mehr Kommunikation und Bestätigung suchten als das reine Zusatzeinkommen - erlebten mit der Wende zwar einen besonders krassen »Rentenschock«, als Opfer der Geschichte fühlen sie sich dennoch meist nicht.

Auffallend ist bei den meisten das Denken in größeren historischen Zusammenhängen, in denen Gewinner und Verlierer eben wechseln oder, wie eine ehemalige LPG-Vorsitzende (Jg. 1920) bemerkte, in denen »die Tröge bleiben, nur die Schweine, die daraus fressen, immer andere sind«. Man tendiert dazu, den Lebensabschnitt »DDR«, in dem man selbst oft aktiv mitgewirkt hat, zu relativieren bzw. seinen Verlauf auch anderen, äußeren »Mächten« zuzuschreiben. Hierbei werden auch bisher verdecktes Gedankengut (z.B. religiöse Einstellungen) oder in der DDR tabuisierte lebensgeschichtliche Bezüge (z.B. von Heimatvertriebenen) reaktiviert und, wenn auch zögernd, offen bekannt. Bei der Mehrheit ist das Interesse am aktuellen politischen Geschehen nach wie vor hoch. Zugleich macht es der Status des Ruheständlers leichter, daß auch bei ehemals politisch Aktiven die eigene politische Überzeugung traditionsbewußt bewahrt werden kann, ohne dadurch mit der neuen gesellschaftlichen Realität anzuecken: Dies sei man zudem den Vätern schuldig. Die nationale Überzeugung, wie sie in Sätzen »Ich bin und bleibe DDR-Bürger« anderer zum Ausdruck kommt, tritt in dieser Generation dagegen eher selten auf. Das bedeutet allerdings auch im Fall der ältesten Jahrgänge nicht im Umkehrschluß, daß die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung in 40 Jahren DDR ungebrochen weitergelebt hat. Sie war nach dem 17. Juni und dem Bau der Mauer auch für diese Generation meist in weite Ferne gerückt.

»Ja und als der Zusammenbruch hier kam, und dann die sog. Einheit, ich hatte ja immer gedacht, ob ich das noch erlebe, daß der Nachkrieg überwunden ist, denn das Potsdamer Abkommen hat ja wohl gesagt, nach 50 Jahre irgendwie läuft da etwas ab, ja? Wie wird die Sache dann ausgehen? Wenn ich gesund bin, werde ich ja noch mitkriegen, was dann wird. Das hat mich lange schon beschäftigt, ja? Und ich habe mir immer gesagt, wenn die Mauer fällt, eine Mauer ist sehr schnell mit Technik, unserer Technik weggeräumt, aber wir sind so unterschiedlich geprägt. Also die Mauern, die durch uns hindurch gehen, die sind bestimmt sehr schwer abzutragen... Und als es hieß, die Mauer fällt ... und nun Einheit Deutschlands, ich konnte in keinen Jubel ausbrechen oder konnte nicht verstehen, wie die Leute da auf dem Brandenburger Tor tanzten und dabei die Figuren kaputt machten. Weil das eigentlich eine viel zu ernste Sache war. Ja. Und ich dachte, es ist eigentlich doch etwas Wunderbares, wieder ein Gesamtdeutschland zu sein, was man ja mal erlebt hat, und wenn es auch im Bösen war, durch die Nazizeit. Es ist was Wunderbares. Aber um welchen Preis? Eigentlich nur, weil wir pleite sind, weil die politische Lage so schlecht ist. Wir sind da wie ne reife Frucht da in den Schoß gefallen, ja. Und nicht etwa, weil die Welt sagen kann etwa, wir haben wirklich den furchtbaren Krieg bewältigt, wir sind es wert, daß wir wieder ein Land sein können, das wir nicht mehr zu fürchten haben, wir sind ein besseres Deutschland. Und das ist es leider nach meiner Meinung nach nicht. (Rentnerin, Jg. 1924)

2. »Ein bißchen ehrgeizig war ich auch« - Die 1926 bis 1939 Geborenen

Viele Angehörige dieser Altersgruppe, sie waren im Jahr 1990 51 bis 64 Jahre alt, saßen zur Zeit der Wende an den örtlichen Schalthebeln der Macht. Sie waren als Vorsitzender des Rates des Kreises, als 1. Sekretär der SED-Kreisleitung, Kreisräte, Bürgermeister, Chef der Kreisdienststelle der Staatssicherheit, Betriebsleiter, Genossenschaftsvorsitzende/r, Museumsdirektor, Vorsitzende sozialistischer Massenorganisationen oder leitende Funktionsträger der Kirche in den 70er und 80er Jahren in verantwortliche Positionen aufgerückt und befanden sich sozusagen auf dem Höhepunkt ihrer Karriere. Ihre Altersgruppe hatte den Krieg, zumindest aber das Kriegsende bereits bewußt miterlebt und durch die Wirren der Nachkriegszeit früh Verantwortung in der Familie mitübernehmen müssen. Der ältere Teil von ihnen war bereits in der Hitlerjugend organisiert, wurde oft kurz vor Kriegsende noch als sog. »Flakhelfer« eingezogen und kam meist erst Jahre nach dem Zusammenbruch aus der Gefangenschaft zurück (vgl. Bude 1987). Bombennächte und der Einmarsch der sowjetischen Truppen gehören zum festen Bestandteil ihrer Erinnerung. Nach Kriegsende wechselten einige von ihnen direkt in die FDJ (Freie Deutsche Jugend), die sich zu dieser Zeit als überparteiliche Jugendorganisation für Menschen jeder Konfession und Weltanschauung präsentierte. Nicht nur bei der Elterngeneration, die ihre Hoffnungen und Wünsche auf die Jugend übertrug, auch bei der Jugend selbst herrschte Aufbruchstimmung. »Das neue Leben muß anders werden«, nicht »Das Leben geht weiter«, lautete die Devise. Die aus der Niederlage von Nationalsozialismus und Kriegserfahrungen gewonnenen Ideale waren Frieden, Demokratie, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit; der politische Weg dahin schien weitgehend offen. Aus Begeisterung und fester Überzeugung, so sagt man heute, seien damals viele Menschen der SED oder einer der Blockparteien beigetreten. Bei anderen wiederum wirkte die durch die nationalsozialistische Erziehung verinnerlichte Disziplin noch nach: Wie in den 30er Jahren, so mußte man ihrer Ansicht nach auch nach 1945 seinen Weg im Sinne des Staates gehen, wobei in der Hitlerjugend im Vergleich zur FDJ »mehr Zucht und Ordnung«, mehr »Schmiß« vorhanden gewesen sei (Rentner, Jg. 1927).

Die Ende der 40er Jahre begonnene sozialistische Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft verlief keineswegs linear, sondern bewegte sich vor allem nach dem Tode Stalins und dem 17. Juni 1953 zwischen Phasen der Liberalisierung und weiteren ideologischen »Verhärtungen«. Die staatlichen Kollektivierungsprozesse erfaßten darüber hinaus einzelne sozioökonomische Schichten (Grundeigentümer, Bauern, Selbständige in Handel, Handwerk und Privatindustrie etc.) zu sehr verschiedenen Zeitpunkten und

wurden subjektiv wiederum unterschiedlich erfahren (vgl. Staritz 1985, S. 87 ff.).

Es gibt kaum einen Interviewpartner aus dieser Gruppe, der nicht den Riß, der aufgrund der massenhaften Abwanderung in den Westen durch Verwandtschaft und Familie ging, thematisiert hat oder der sich nicht selbst damals mit der Frage des Bleibens auseinandergesetzt hatte. Dabei mußte das Bleibenwollen nicht unbedingt ein Bekenntnis zum Staat bedeuten, sondern war auch Ausdruck des Festhaltens an sozialen Beziehungen, von Heimatverbundenheit oder, wie zum Beispiel bei Selbständigen und dem Mittelstand, der Hoffnung darauf, trotz staatlicher Eingriffe ein gewisses Maß an Autonomie behalten zu können.

Die bis zum Mauerbau anhaltende Abwanderung von DDR-Bürgern ließ in Schul-, Justiz-, Wirtschafts- und anderen öffentlichen Verwaltungen, aber auch in neu entstandenen staatlichen Organisationen einen erheblichen Bedarf an Personal entstehen, der vor allem jungen Erwachsenen und Jugendlichen aus dem Arbeiter- und Bauernmilieu Aufstiegschancen bot, die über eigens dafür eingerichtete Arbeiter- und Bauernfakultäten zu Hochschulreife und Studium geführt wurden.⁸ Der hohe Bedarf an qualifizierten Führungskräften kam in den Aufbaujahren der DDR auch Frauen zugute, die Ende der 80er Jahre im Kreis nicht nur in frauentypischen Berufen eine ganze Reihe leitender Positionen erlangt hatten.⁹

Diese, auch politisch gewollte soziale Umschichtung brachte, abgesehen von dem damit verbundenen sozialen Aufstieg den Betroffenen, weniger unmittelbare Vorteile, als aus ihrer Sicht eine hohe zusätzliche Arbeitsbelastung (durch ständige Weiterbildung und überlange Arbeitszeiten) und damit erhebliche Einschränkungen im persönlichen und familiären Bereich. Auch diese Generation bedauert - nicht ohne eine kritische Bemerkung zur »verwöhnten Jugend« - zu ihrer aktiven Zeit noch nicht von dem in den 70er Jahren beschlossenen Weg der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik profitiert haben zu können. Das Gefühl, »gebraucht zu werden«,

8 Dazu Hans Mayer (1991, S. 145 f.): »Die Bildungspolitik der Arbeiter und Bauernfakultäten hatte sich gelohnt. In den Hörsälen saßen die Kinder kleiner Leute, denen in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn sie nicht gerade »hochbegabt« waren ... kein Zugang offenstand zu den Hochschulen. Das Prinzip der polytechnischen Bildung hatte gleichfalls neue Möglichkeiten eröffnet. Weder Fachidiot noch Technokrat. Menschen aus der Tiefe der Gesellschaft, die lernen wollten, und zwar in neuer Weise und auch mit neuen Voraussetzungen. Sie waren auch älter als der übliche Typ des bürgerlichen Studenten, der nach dem Abitur zur Hochschule hinüberwechselt. Diese Studierenden hatten Lebenserfahrung. Sie kannten sich aus, wie man zu sagen pflegte, sowohl an der Basis wie im Überbau.«

9 Das schließt nicht aus, daß nicht gerade Frauen aufgrund größerer familiärer Verpflichtungen in Bezug auf qualifizierte Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten vielfach zurückstecken mußten.

eine ausgeprägt idealistische Einstellung zu den Zielen des Sozialismus, nicht selten aber auch Ehrgeiz, Machterfahrung und eine Bestätigung individueller Eitelkeiten ließen die persönlichen Entbehrungen jedoch als das geringere Übel erscheinen. Ihre Haltung zum Staat war, und dies wird oft auch selbst kritisch eingeräumt, vielfach geprägt von politischer Disziplin, hoher Loyalität, Anpassungsbereitschaft an die offizielle Parteilinie und geringer Toleranzbreite. Ruhe, Ordnung und Sicherheit waren leitende Wertmaßstäbe. Die wachsende Diskrepanz zwischen staatlicher Propaganda und Realität wurde zwar gefühlt, aber zugunsten der »reinen Idee«, vor allem aber auch, um den persönlichen Aufstieg und die erreichten Positionen nicht zu gefährden, verdrängt.

»Ja, es war alles zu sehr in ein Schema gepresst ... Also nach der Wende habe ich gesagt, der Vorwurf, den ich mir mache, ist, daß wir uns haben disziplinieren lassen und dann weiter diszipliniert haben. ... Vielleicht war ich zu naiv oder zu sehr auch doch der ganzen Idee verbunden. Ich habe immer gesagt, an einzelnen Dingen darf es doch nicht scheitern. Manchmal habe ich auch gedacht, daß sind doch Personen, die jetzt hier mit dir oder denjenigen so verfahren, das ist doch gar nicht so gewollt. ... Aber weil heute die Schuldfrage eine große Rolle spielt - letztlich hat unsere Partei zu einer Disziplin erzogen, die nicht gut war. ... Wir haben es übrigens auch so empfunden, aber wir haben uns nicht dagegen gewehrt, sondern wir haben uns angepaßt ... und zunehmend sind wir rangegangen (z.B. an die Berichterstattungen, CS) unter dem Gesichtspunkt, wir schreiben sie so, daß wir nicht rausfliegen. Und das war ungesund, das hat uns sicherlich viel Vertrauen gekostet.« (Ehemalige Kreisschulrätin, Jg. 1937).

Funktionäre dieser Generation gaben so schnell nicht auf, waren aber auch weniger »lernfähig« und bereit, persönliches Risiko zu tragen. Sie hielten auch nach den Aufbaujahren der DDR umso stärker an ihren Überzeugungen fest, je anstrengender und entbehrungsreicher sie die Anfänge ihrer sozialistischen Aufstiegszeit empfunden und je ausschließlicher sie ihr Leben auf die beruflich-politische Arbeit konzentriert hatten.

Für andere, die sich der neuen Regierung - beispielsweise aufgrund von negativen Erfahrungen mit der Sowjetmacht, Enteignung, religiöser Motive etc. - zunächst nur zögernd oder widerwillig gefügt hatten, wuchs die Bereitschaft zum Arrangement mit dem Staat zu dem Zeitpunkt, zu dem man sich zusammen mit seiner Familie eine, wenn auch bescheidene private Existenz aufgebaut hatte. Gerade wenn dies besondere Anstrengungen gekostet hatte und - wie im Fall vieler Selbständiger - meist nicht ohne Konflikt mit dem Staat erfolgt war, konnte eine Art »Trotzhaltung« entstehen, das Geschaffene erst recht gegen staatliche Übergriffe zu verteidigen, nicht zu flüchten, sondern standzuhalten. Nachteile in der eigenen beruflichen Karriere oder der der Kinder mußten dann allerdings in Kauf genommen werden. Der 13. August 1961 verstärkte die Tendenz zur Anpassung und führte zu sehr unterschiedlichen Rückzugsstrategien und Arrangements mit dem System.

Nach der Wende zeigt gerade diese Generation ausgesprochen kontrastreiche Entwicklungen. Generell kann man sagen, daß es die heute über 50jährigen auf dem sich neu konstituierenden Arbeitsmarkt besonders schwer haben, zumal für sie eine Umschulung kaum mehr infrage kommt und sie vielfach das Vorruhestandsalter erreicht haben. Auf den »Aufschwung Ost« können sie nicht warten. Die von Arbeitslosigkeit oder der Vorruhestandsregelung Betroffenen fühlen sich im gesellschaftlichen Aus und aus einem aktiven Berufsleben gerissen, das sie aus ihrer Sicht einsatzbereit geführt haben. Die Erfahrung der zentralen Abhängigkeit vom Staat und ihrer Tätigkeit als aufopferungsvoller Dienst am Gemeinwesen hat sich vor allem bei den ehemaligen Funktionsträgern als Bewußtsein, daß »alle Opfer der Verhältnisse waren« eingeprägt. Auch bei vielen anderen führt die Erinnerung an die entbehrungsreichen Nachkriegsjahre und ihre vielfach disziplinierte Haltung als »treuer Parteigenosse« und »Staatsdiener« zu dem Empfinden, daß die eigene Altersgruppe in besonderem Maße zu den »Betrogenen« und »eigentlichen Verlierern der Deutschen Einheit« gehört.

Diejenigen, die im Herbst 89 die kommunale Macht repräsentierten, sahen sich während der auch in Wurzen stattfindenden Montagsdemonstrationen besonders der öffentlichen Kritik, »die sich bis zum Volkszorn steigerte«, ausgesetzt. Nach der Wende erfolgte daher vor allem bei ihnen ein fast vollständiger Rückzug aus dem politischen und öffentlichen Leben der Stadt, der als äußerer Zwang zur Inaktivität empfunden wird und nicht selten von psychischen Krisen und gesundheitlichen Beeinträchtigungen begleitet ist. Dies, zusammen mit der Tatsache, daß das Selbstwertgefühl vieler Funktionäre dieser Altersgruppe fast ausschließlich auf ihrer politischen Entwicklung beruhte, führt dazu, daß bei ihnen die soziale Identität eines DDR-Bürgers vielfach bewahrt bleibt und eine neue politische wie gesellschaftliche Heimat nicht gefunden werden kann. Individuelle Neu- und Umorientierungen sind nur dann sichtbar, wenn entweder doch neue berufliche Möglichkeiten gefunden werden oder bereits früher eine Interessenvielfalt bestanden hat, an die jetzt - eventuell ehrenamtlich - angeknüpft werden kann.

Im Unterschied dazu gibt es quer durch diese Generation nicht wenige, die die Möglichkeit haben, entweder ihre eingeschlagenen Berufswege fortzusetzen oder eine völlig neue berufliche Weiterentwicklung zu durchlaufen. Sie rekrutieren sich zum Teil aus der ehemals zweiten oder dritten Reihe der betrieblichen Hierarchien, gehörten den alten Blockparteien an oder zählten zu denen, die zu DDR-Zeiten auf ein berufliches Fortkommen verzichten wollten oder mußten. Gebraucht werden sie nun bei der Besetzung freigewordener oder neuer Funktionen in Politik, Verwaltung und umge-

stalteten Betrieben, zumal vor allem viele Jüngere in die alten Bundesländer abgewandert sind. Ein Teil dieser älteren Generation fühlt sich aufgrund der eigenen Vergangenheit, die man, so ein CDU-Mitglied in leitender Stellung, als von »Entmündigung« und staatlichem Druck geprägt schildert, auch moralisch dazu berechtigt, nach der Wende gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Nach Meinung vieler ehemaliger SED-Genossen ist dagegen gerade »keine Linie zwischen Täter und Opfer« zu ziehen, da sich die meisten Bürger, u.a. auch die Vertreter der Blockparteien der gemeinsamen Politik der »sozialistischen Einheitsfront« verpflichtet gehabt hätten (so der ehemalige Vorsitzende des Kreisrats, Jg. 1933).

Die mit dem Systemwechsel verbundene Umverteilung beruflicher und politischer Funktionen und Einflußmöglichkeiten führt hier also zu ungewöhnlich krassen gesellschaftlichen Ab- und Aufstiegsprozessen¹⁰ in einem Alter, in dem normalerweise die berufliche Mobilität sehr gering, d.h. die Weichen längst gestellt sind. Der politische Machtwechsel spielt sich zudem hauptsächlich innerhalb ein und derselben Altersgruppe ab und läßt Konflikte entstehen, die, schon früher meist hinter den Kulissen ausgetragen, auch jetzt in der Regel verdeckt stattfinden. Mit anderen Worten: die gegenwärtig noch ungefestigten gesellschaftlichen Strukturen können dazu genutzt werden, unter Vorschub anderer Gründe entweder noch offene Rechnungen aus der Vergangenheit zu begleichen oder auch neu entstehende Konkurrenzkämpfe um Macht und Einfluß zu kaschieren.

Nur ein kleinerer Teil dieser Generation, darunter ehemals enteignete Mittelständler oder Bauern, sieht sich nach der Wende durch die Rückgabe von Eigentum vor neue Möglichkeiten gestellt. Auch wenn in Anbetracht der noch verbleibenden Lebenszeit von einem regelrechten Neuanfang nicht mehr gesprochen werden kann, ist man in dieser Übergangsphase nicht untätig. Man reaktiviert ehemalige Erfahrungen und versucht den eigenen Kindern, Schwiegersöhnen oder -töchtern den Weg z.B. zur Übernahme des Betriebs zu ebnen.

3. »Orden und Rotwein holten die Leiter« - Die 1940 bis 1950 Geborenen

»Was geht in den Köpfen der Nachkriegsjugend vor sich, die 'geschichtslos', im Schweigen und in Wortlosigkeit erzogen, die Viertel- und Halbwahrheiten von den Schrecken der jüngsten Vergangenheit nur aus den Gesprächen betrunkenener Erwachsener erfährt? Selbst diese spärlichen Wahrheiten wurden von den Erwachsenen mit ernsten und angstvollen Ermahnungen unterlegt, um Gottes willen, ja Stillschweigen über alles Gehörte zu bewahren. So kommt

10 Z.B. übernahm ein ehemaliger Leiter einer Bullenmastanlage (Jg. 1934) das Amt des stellvertretenden Landrats; ehemalige Spitzenfunktionäre des Kreises erhielten Kündigungen oder wurden in den Vorruhestand geschickt.

es, daß auch die Folgegeneration und somit ein großer Teil der ostdeutschen Bevölkerung schuldlos in ein tiefes Geschichtsloch gefallen ist. Es ist eine ahnungslose Jugend, die fast nichts über Flucht und Vertreibung, nichts über Geschichte und die Tragödie der deutschen Ostprovinzen weiß. Ebenso ahnungslos ist sie in der Frage von Schuld und Schuldbekenntnis, und in der Frage der Übernahme von Verantwortung, die nicht nur in die Zukunft, sondern aus gutem Grund in die Vergangenheit des eigenen Volkes reichen muß. In einem Meer aus Wortlosigkeit ertrank letztlich der wohlmeinende Aberglaube unserer Väter: Uns, den Nachkommen Konflikte zu ersparen.«

Es gibt nicht viele unter meinen Gesprächspartnern, die, wie in dieser Notiz eines 44jährigen anläßlich einer Kranzniederlegung zum Tag der Befreiung vom Faschismus, das Fehlen von geschichtlicher Tradition in seiner Altersgruppe und die in seinen Augen vorhandene Doppelzüngigkeit der Älteren so offen reflektiert haben. Für die meisten dieser Jahrgänge, sie waren im Jahr 1990 40 bis 50 Jahre alt, war die DDR selbstverständliche Normalität, eine Gesellschaft, in die man hineingewachsen ist und »sicher dieses oder jenes als nicht richtig empfunden (hat), aber mehr oder weniger durch das Erziehungssystem, das man durchlaufen hatte ... als die gültige betrachtet hat« (ehemaliger Kreisarzt, Jg. 1944). Man empfindet sich als »gelernter DDR-Bürger«, »Kind des Staates« und hat »es einfach nicht anders gekannt«. Diese Worte, die in den Interviews immer wieder zu hören sind, versuchen nicht nur Verständnis für den bisher durchlaufenen Weg im sozialistischen Institutionensystem und die eigene Einstellung herzustellen, sondern zeigen vielfach auch eine noch heute bestehende enge Bindung zur eigenen Vergangenheit, zu der man »sich bekennt«, die man »nicht leugnen« will. Obwohl der Bau der Mauer den Druck zum Arrangement mit dem Staat weiter erhöht hatte, ist gerade bei dieser Generation in den 60er und 70er Jahren ein großes Maß an aktiver Zustimmung zum Staat vorhanden gewesen, das nicht zuletzt auch auf einem wachsendem Lebensstandard basierte. Man hatte »dem Staat blind vertraut« heißt es, hatte »sein Auskommen« und sich vielfach in einer privaten Nische eingerichtet: »Nein, schlecht gelebt haben wir nicht.«

Auch wenn auffällt, daß aufgrund staatlicher Weisungen viele Berufswünsche unerfüllt blieben, wurde diese Generation doch in einer historischen Phase erwachsen, die als technokratische Reformphase gilt und in der sich breite Ausbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten, auch in vielen neuen Disziplinen in Wissenschaft und Technik öffneten. Auch das schuf Loyalität und führte aus Rücksicht auf Familie und Karriere zu pragmatischen Arrangements mit dem Staat und einer oft hohen Anpassungsbereitschaft an die gegebenen Rahmenbedingungen. Andererseits waren aus der Sicht einiger Gesprächspartner aus den Reihen der »neuen« Intelligenz, Ingenieure und Facharbeiter Tendenzen einer stärkeren politischen Durchdringung des wissenschaftlichen und beruflichen Alltags spürbar, die als Einschränkungen der eigenen Reform- und Leistungsbereitschaft wahrge-

nommen wurden. Die Haltung dieser Generation läßt sich vor allem dadurch kennzeichnen, daß sie das System verbessern wollte und Effizienz und Sachlichkeit im Berufsleben der politisch-ideologischen Arbeit den Vorrang gab.

Sei es, nicht zuletzt aufgrund des hohen Qualifikationsbedarfs, damals möglich gewesen, sich mit dem Hinweis, daß man »seine Arbeit tue«, dem politischen Auftrag zu entziehen: so verstanden andere ihre beruflichen Leistungen zwar auch als politischen Beitrag, kritisierten gleichwohl die starke ideologische und dogmatische Überfrachtung vieler Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Statt gesellschaftlicher »Gleichmacherei« und politischer Rituale, sollten ihrer Meinung nach Leistungsanreize und eine Entideologisierung der »alltäglichen Schizophrenie« von äußerem Mittun und innerer Apathie der Bevölkerung entgegenwirken. Auch der Sozialismus braucht Elemente des Managements oder: Ein bißchen Kapitalismus kann dem Sozialismus nicht schaden, lautete vielfach die »heimliche« Devise. Spielte politische Anpassung bei einem Beitritt zur SED oder einer der Blockparteien zwar oft eine erhebliche Rolle, so war eine parteiliche Bindung bei diesen Jahrgängen häufig also auch mit der Ansicht verbunden, nur auf diese Weise mitreden und mitgestalten zu können.

Der bisherigen »Machtelite« trat also eine oft selbstbewußte, weil höher qualifizierte »Fachelite« gegenüber, die mit dem sozialistischen »Schlendrian« aufräumen wollte. Andererseits: Wer hätte schon den Helden spielen wollen? Stattdessen kam es bei den meisten zu einer Gratwanderung zwischen Anpassung und Widerstand, denn, »die Anpassung war das Einzige, was blieb, um nicht nach draußen zu kommen, auch wenn sie nicht immer gelang« (Lehrer, Jg. 1943). Lehrer, Ingenieure, Ärzte oder Stadträte berichten vom alltäglichen Versuch kleiner Veränderungen im »verstaubten« System, vom geschickten Unterlaufen der Regeln, dem Ausreizen der vorhandenen gesetzlichen Lücken, von Manipulationen, Kompromissen oder, wie es ein ehemaliger LPG-Vorsitzender (Jg. 1948) formulierte, der praktizierten »engagierten Neutralität«. Der Ausspruch eines Stadtrats (Jg. 1942), »Man mußte den Staat auch mal bescheißen, um ihm zu helfen«, zeigt durchaus Bindung an das System. Daß damit zugleich auch zahlreiche eigene Interessen verfolgt werden konnten, wird nicht geleugnet. Einem Großteil der von mir befragten Angehörigen dieser Jahrgänge hatten sich u.a. gerade wegen ihrer Haltung die sozialistischen Aufstiegskanäle (noch) nicht geöffnet. Viele fühlten sich beruflich unterfordert und kritisierten nachträglich den durch einen verpaßten Führungswechsel mitverursachten Modernisierungsrückstand.¹¹

11 Vgl. dazu auch Kohli 1985, S. 16; Elias 1992, S. 317 und Engler 1992, S. 91.

»Eine Gesellschaft, die nicht über den Mechanismus verfügt, wie man auch verdienstvolle Leute entfernt, läuft Gefahr, daß sie erstickt an ihrem eigenen Mief und da hier Ämter nach außerökonomischen Gründen vergeben wurden, hatten sie keinen Zugriff mehr auf die Person. Es verselbständigte sich irgendwo die Macht und hielt sich irgendwo in sich, und die haben sich natürlich gestützt wo sie nur konnten. Beides kann ich verstehen, irgendwo auch vernünftig. Jeder Neue, der da hochkam, der war also handverlesen, daß es diesen inneren Frieden doch wohl nicht stört« (Ehemaliger LPG-Vorsitzender, Jg. 1948).

Mit der Wiedervereinigung begann für viele dieser Jahrgänge eine neue Zeit, der sie zwar nicht unkritisch gegenüberstehen, die sie aber doch insofern positiv bewerten, als nun das Leistungsprinzip zum Zuge komme. Angehörige dieser Jahrgänge standen im Herbst 89 weniger unter öffentlicher Kritik oder gehörten zu den Mitstreitern des gesellschaftlichen Umbruchs. Nach der Wende rückte ein Teil von ihnen in kommunalpolitisch wichtige Positionen auf, blieb dabei jedoch oft nach wie vor in der zweiten Reihe. Generell sind für die gegenwärtigen Chancen dieser Altersgruppe auf dem Arbeitsmarkt Qualifikationen, Ehrgeiz, Selbstbewußtsein oder individuelle Risikobereitschaft ausschlaggebend - Eigenschaften, die auch das frühere Leben schon bestimmt haben. Habe man früher Veränderungen gefordert, so dürfe man jetzt, wo die Chancen dazu bestünden, nicht abseits stehen, meinen einige. Eine Reihe der Gesprächspartner traute sich auch in der sog. »Lebensmitte« noch einmal einen beruflichen Neuanfang in Wirtschaft oder Verwaltung zu. Ein anderer Teil machte sich selbständig (z.B. als niedergelassener Arzt, im Einzelhandel oder als Gastwirt) und gehört nun zu den »nicht mehr ganz so jungen Jungunternehmern«. Auch mit Umschulungen wurde begonnen.

Fehlen Selbstbewußtsein oder materielle bzw. qualifikatorische Voraussetzungen, so sehen sich die Betroffenen diesen Alters zwischen allen Stühlen oder ganz im gesellschaftlichen »Aus«. Gravierendere Umstellungsprobleme sind auch bei ehemaligen gesellschaftlichen Außenseitern dieser Jahrgänge erkennbar: Konnte man früher, so z.B. ein bildender Künstler, über die alltäglichen Auseinandersetzungen mit der gesellschaftlichen Realität Identität gewinnen, so ist heute der Gegner abstrakter und weniger »greifbar«, das existenzielle Überleben andererseits weit schwieriger geworden.

4. »Für einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz« - Die 1951 bis 1965 Geborenen.

Man nennt sie auch die »Kinder des Ökonomismus« (Meuschel 1992), diese Alterskohorte, die zur Zeit der Wiedervereinigung (1990) 25 bis 39 Jahre alt war und in der Phase eines, wenn auch im Vergleich zur Bundesrepublik bescheidenen Wohlstands großgeworden ist. Sie erlebte die Über-

gangszeit von Ulbricht zu Honecker und profitierte am meisten von der nach dem VIII. Parteitag eingeleiteten Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik, die vor allem Frauen und kinderreichen Familien eine Reihe materieller Vorteile und soziale Sicherheit brachte. Es waren, wie viele dieser Altersgruppe sagten, die sog. »goldenen Jahre der DDR«,¹² auf die Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre allerdings ein deutlich spürbarer ökonomischer Einbruch folgte und bei vielen die Hoffnung auf einen Reformkurs sanken.

Die Biographien der Mitglieder dieser Altersjahrgänge, die in den 80er Jahren gerade dabei waren, sich beruflich zu etablieren bzw. ihre Positionen zu festigen, divergieren auffällig. Sie reichen von bisher problemlosen, gradlinigen Ausbildungs- und Berufswegen bis hin zu Lebensläufen mit mehrfachen einschneidenden Wendepunkten in der schulischen und beruflichen Karriere. Für einige begannen die unterschiedlichen Entwicklungswege schon mit ihrer Herkunft. So konnten Kinder der sog. Intelligenz, von Selbständigen (z.B. privaten Handwerkern, Händlern, Ärzten) oder aus christlich geprägten Elternhäusern nur in Ausnahmefällen mit staatlicher Förderung und der Berücksichtigung ihrer Bildungs- und Berufswünsche rechnen. Auch eine in manchen Fällen anfangs durchaus vorhandene Bereitschaft, sich den gegebenen politischen Rahmenbedingungen anzupassen oder eine oftmals von den Jugendlichen sogar gegen den Willen der Eltern durchgesetzte Beteiligung am sog. gesellschaftlichen Leben konnte nichts daran ändern, daß viele spürten, in diese Gesellschaft »irgendwie nicht zu passen« (selbständiger Handwerker, Jg. 1951).

Dazu kommt, daß diese Altersjahrgänge, selbst wenn sie Angehörige der Arbeiterklasse waren und vielleicht auch aktiv im Sinne des Staates erzogen wurden, die sozialistische Idee zwar befürworteten, ihre praktische Umsetzung jedoch mit steigendem Alter und dem persönlichen Erleben von Widersprüchen immer kritischer betrachteten. Anders als der Vorgängergeneration ging es ihr in ihrer Kritik jedoch weniger um größere Effektivität, mehr Leistung und Wissenschaftlichkeit in der Produktion, sondern stärker um die Verwirklichung bestimmter Werte und Moralvorstellungen wie Ehrlichkeit, soziale Gerechtigkeit, persönliche Entfaltungsmöglichkeiten, Menschlichkeit, Toleranz, Gewaltlosigkeit und die Erhaltung der Umwelt. Vor allem Lehrer sprechen häufig davon, daß sie beispielsweise bei der Gewinnung des militärischen Nachwuchses an »die Grenze ihres Gewissens« geraten seien.

12 Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die wachsende internationale Anerkennung der DDR durch die Unterzeichnung der KSZE-Schlußakte von Helsinki am 1.8.1975, die UNO-Mitgliedschaft der DDR und internationale sportliche Erfolge.

Ein Teil dieser Altersgruppe berichtet mit Betroffenheit darüber, wie er den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in Prag und anschließend das Ende der Reformphase in der DDR wahrgenommen hat. Man beugte sich nur widerwillig der zunehmenden Pflicht zur Berichterstattung im beruflichen Bereich, klagte über Bürokratie und »sowjetische Enge«. Die Parteizugehörigkeit wurde zunehmend mehr als »Zwangsjacke« empfunden, weil Intoleranz und Dogmatismus der inzwischen »zu alt« oder »lebensfremd« gewordenen Funktionäre das parteiliche Leben bestimmt hätten. Mit wenig Resonanz und Risikobereitschaft sei von »von oben« auf Änderungs- und Verbesserungsvorschläge der Jüngeren reagiert worden, sei man Fragen ausgewichen und habe vor gesellschaftlichen Problemen die Augen verschlossen. Viele aus der Generation der 25-39jährigen dagegen wollten nicht Arrangement, Disziplin und den Weg des geringsten Widerstands, sondern glaubten an die Reformierbarkeit der festgefahrenen Strukturen und die Vermeidbarkeit vieler Kompromisse. Sie wollten mitwirken und umgestalten. Besonders in den 80er Jahren häuften sich bei ihnen Parteiverfahren und -ausschlüsse.

Es ist nicht untypisch für viele Angehörige dieser Jahrgänge, daß sie Berufe im sozialen Bereich (Behinderte, Resozialisation), in der Kinder und Jugendarbeit, im Rahmen der Volksbildung, im Kultursektor und im Bereich der Kirche ergriffen; zugleich waren sie bereit, ehrenamtliche wie hauptamtliche Funktionen im Staats- und Parteiapparat zu übernehmen und schlossen eine Parteilaufbahn über die »Kaderschmiede« FDJ nicht aus. Es war die Arbeit »am Menschen«, die sie reizte, so wie auch das »Freudvolle«, »Menschliche« gegenüber dem politischen Auftrag in den Mittelpunkt gerückt werden sollte. Man wollte in Politik und Beruf neue Akzente setzen und gesellschaftliche Probleme nicht leugnen, sondern mit Hilfe eines veränderten Berufs- bzw. Amtsverständnisses lösen helfen (z.B. neue Formen in der Jugendarbeit, veränderte Konzepte zur Resozialisierung nach dem Strafvollzug). Viele meiner Gesprächspartner bezeichnen sich als gelernte, aber unangepaßte DDR-Bürger, wobei die Grenzen von Kritik und Veränderung schnell spürbar wurden. Man fühlte sich ohnmächtig und staatlichen Repressionen ausgesetzt, die die weiteren beruflichen und privaten Entwicklungsmöglichkeiten oft nachhaltig behinderten.

Hatte sich ein Teil dieser Generation bereits an Friedensmärschen in den 70er Jahren beteiligt, und die jüngeren an von der Evangelischen Kirche organisierten Friedensdekaden und sog. Umweltgottesdiensten teilgenommen, so begannen andere sich immer resignierter aus dem gesellschaftlichen Leben zurückzuziehen oder nur »äußerlich« mitzumachen. Ein Rückzug bedeutete für einige rückblickend nicht nur im Privaten ein, wie es einmal hieß, »Leben in eigentümlicher Stille«, sondern betraf auch die

Sphäre der Berufsarbeit, in der dann eine rein instrumentelle Haltung oder die Suche nach einem »ruhigen Posten«, der genügend Kraft zur Verfolgung anderer Interessen ließ, überwogen. Freiwilliger Verzicht auf berufliches Fortkommen, fehlende Motivation bei Lehrlingen und Arbeitern bis hin zum völligen Ausstieg aus festen Arbeitsverhältnissen kommen bei diesen Jahrgängen vergleichsweise häufiger vor als bei den vorangegangenen. Dem korrespondieren breite außerberufliche Interessen im Kunst- und Kulturbereich, aber auch ökologiebezogene Initiativen. Jazz, Folklore, die Liedermacherbewegung, Kabarett, Lesungen, bildende Kunst und Fotografie waren Kunstformen, die sich in den 70er und 80er Jahren auch in der Provinz der DDR ihre Räume geschaffen hatten und vor allem von dieser Generation praktiziert und rezipiert wurden.

Schon durch eine größere Verbreitung des Fernsehens und eine gewisse Lockerung der Reisemöglichkeiten in den Westen (im Rahmen von Jugendtourist etc.) war die Orientierung an der Lebensweise westlicher Länder in dieser Generation bereits wesentlich ausgeprägter, so daß z.B. musikalische Entwicklungen in der Popmusik, aber auch andere gegenkulturelle Strömungen (z.B. die Teestuben) aufgegriffen werden konnten. Obwohl eine Reihe von Gesprächspartnern ihre »Bodenständigkeit« betont, gerade weil man sich vieles so schwer erkämpfen mußte, handelt es sich bei diesen Jahrgängen um eine Alterskohorte, die unter den Antragstellern auf Ausreise Mitte der 80er Jahre den größten Anteil hatten. Sie fühlten sich anders als ihre Eltern noch jung genug, um noch einmal neu anzufangen. Die, die blieben, sagten oft, daß mit den vielen Ingenieuren, Handwerkern, Ärzten, Pfarrern und Künstlern die »Besten«, zugleich aber auch die »Materialisten« der DDR den Rücken gekehrt hätten.¹³ Andererseits: Wer wendig genug gewesen wäre, hätte auch in der DDR gut leben können, räumten nicht nur die Linientreuen ein.

Es sind vor allem Vertreter dieser Generation, die die ersten Aktionen im Herbst 89, sei es im Betrieb, sei es im Rahmen der neu entstandenen Bürgerbewegung mitprägten. Auch nach der Wende sind einige von ihnen politisch aktiv geblieben und haben den »Gang durch die Institutionen angetreten«. Ein nicht unbeträchtlicher Teil hat sich jedoch resigniert aus dem politischen Tagesgeschehen zurückgezogen, weil die Chancen einer demokratischen Erneuerung der DDR ungenutzt blieben. Angehörige dieser Altersgruppe neigen entweder zu einer Bevorzugung basisdemokratischer Politikformen in Verbindung mit einer moralisch begründeten Distanz zur

13 Allein im ersten Halbjahr 1984 wurden 32.000 DDR-Bürger aus der Staatsbürgerschaft entlassen (vgl. Staritz 1985, S. 212). Bei den Ausreisenden in die Bundesrepublik Deutschland überwog die Altersgruppe 25 bis 40 Jahre, vgl. Statistisches Amt der DDR 1990, S. 398.

Macht, die »nur korrumpiere«, oder sie treten als Erneuerer, z.B. in den ehemaligen Blockparteien auf. Auch sie stehen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung nicht unkritisch gegenüber. Nach der Wende wurde vor allem von dieser Generation das Fehlen eines gemeinsamen Ziels und eines gemeinsamen Gegners beklagt. Einige sehen sich auch jetzt wieder als Vereinzelte in einer mehr oder weniger stillen Opposition.

Angehörige dieser Generation verfügen in der Regel über ein spezifisches Selbstbewußtsein, das sich nur in wenigen Fällen auf ehemalige Errungenschaften der DDR, wie z.B. die Sozial- und Gesundheitspolitik bezieht und stattdessen aus dem Bestreben resultiert, die Vergangenheit und die eigene Teilnahme am Geschehen nicht zu verleugnen. Eine meist lange Betriebszugehörigkeit oder bestimmte Entbehrungen und Anstrengungen würden zu dem Gefühl beitragen, »auch ohne Erbschein ein Stück DDR zu besitzen« (Abgeordneter, Jg. 1959). Entsprechend differenziert und vorsichtig ist bei einigen auch die Beurteilung der Rolle ehemaliger Funktionsträger in der Region. Schnelle Schuldsprüche gibt es hier eher selten.

Als »richtigen« Bundesbürger empfindet man sich in der Regel auch mehr als ein Jahr nach der Wende noch nicht, so wie auch zu DDR-Zeiten die deutsche Einheit gerade für diese Altersgruppe meist völlig außerhalb des persönlichen Blickwinkels lag. Die Wiedervereinigung galt oft auch dadurch, daß keine persönlichen Bindungen zur Bundesrepublik bestanden, als gar nicht erstrebenswert. Im Unterschied zu der Generation der Eltern, die sich nach Meinung der Kinder am meisten betrogen fühlen würden und sehr viel weniger Zeit zum Warten hätten, ist nach Ansicht der meisten dieser Altersgruppe die deutsche Einheit zu schnell gekommen. Die Mehrheit hätte sich stattdessen ein langsames Hinüberwachsen, nicht wenige sogar dauerhaft konföderative Strukturen gewünscht. »Ich bin nicht glücklicher, auch wenn jetzt vieles angenehmer ist«, drückte eine ehemalige Pionierleiterin ihr Gefühl aus. Vor allem in der Kritik des überzogenen westlichen Konsumdenkens konvergieren Meinungen vieler ehemaliger Parteitreuer mit denen früherer Oppositionsgruppen.

Während einige bewußt versuchen, sich selbst treu zu bleiben, insofern sie z.B. Konsumverzicht üben, zeigen andere dagegen eine hohe Risikobereitschaft und persönliche Flexibilität bei der Suche nach neuen beruflichen Möglichkeiten, materielle Ziele eingeschlossen. Mit der Ausnahme von Frauen, die auch in dieser Generation am meisten von Arbeitslosigkeit betroffen sind, ist diese Altersgruppe weit optimistischer als die älteren Jahrgänge, einen beruflichen Neuanfang zu schaffen. Die Enttäuschung über verlorene Jahre sitzt bei ihnen weniger tief, und sie sehen neue Chancen und individuelle Gestaltungsspielräume. Nach wie vor wechseln viele von ihnen in die alten Bundesländer, einige Ausgereiste finden allerdings auch

wieder den Weg zurück, wollen mit ihren neu erworbenen Erfahrungen aus dem Westen im Osten »aufbauen helfen« und alte Beziehungen und Traditionen wieder aufleben lassen (z.B. mit der Neugründung ehemaliger Familienunternehmen).

5. »Das ist eigentlich das, was am Sozialismus damals gut war, dieses kollektive Denken« - Die nach 1965 Geborenen

Im Unterschied zur vorangegangenen Generation sind die nach 1965 Geborenen, sie waren im Jahr 1990 24 Jahre und jünger, sowohl vor als auch während der »Wendezeiten« sehr viel weniger ins politische Geschehen involviert gewesen als man es bei der gemeinhin als »unangepaßt« geltenden Jugend vermuten könnte. Das bedeutet nicht, daß sie - wenn auch erst seit 1985 in stärkerem Umfang - weniger Distanz zum realsozialistischen Staat entwickelt hätte (vgl. Friedrich 1990, S. 26). Aus den Gesprächen wird jedoch deutlich, daß sich eine große Zahl unter dem Druck des Elternhauses vor allem aus »Opportunitätsgründen« weitgehend systemkonform verhalten hatte. Schließlich waren von der aktiven Beteiligung an den staatlich gelenkten Jugendorganisationen und ihrer Freizeitgestaltung Bildungs- und Berufswege abhängig (vgl. Eisenmann 1991, S. 6 ff.). Den sozialistischen Alltag bezeichneten viele Jugendliche als »Pflichtprogramm«, »vorgekauften Einheitsritt«, der einerseits zu Passivität und Desinteresse verleitet hätte, andererseits aber, bei persönlicher Anpassungsbereitschaft, auch einen sicheren Ausbildungs- und Arbeitsplatz sowie gemeinsam gestaltete Tagesabläufe und Freizeit bedeutet hatte. Das Verhältnis zu den Eltern wird insbesondere von Jugendlichen mit höherer Bildung oft als gut bezeichnet, zumal Eltern zum Teil auch als »Verbündete« ihrer Kinder gewisse Rückzugsmöglichkeiten oder Argumentationshilfen gegen »Zumutungen« im sozialistischen Alltag geboten hatten. Selbstverständlich ist es auch zu Konflikten mit den Eltern gekommen, wenn die Kinder sich dem staatlichen Anpassungsdruck, der über die Eltern weitergegeben wurde, nicht beugen wollten und Eltern dadurch auch selbst in Schwierigkeiten geraten konnten.

Lehre und Beruf wurden als vielfach uninteressant, dafür »locker« und wenig leistungsorientiert beschrieben. Auch war es in der Regel gerade nicht, wie so viele Erwachsene meinen, die hohe Konsumorientierung mit Blick auf den Westen, die die Jugendlichen unzufrieden gemacht hatte, sondern eher der »militärische Schliff« des Systems, die Entmündigung durch den Staat sowie die begrenzten Reisemöglichkeiten. Die selbstorganisierte Freizeit Jugendlicher bestand in Fahrten zu Musikveranstaltungen und Campingurlaube, meist in stabilen größeren Cliquen, oder einfach darin,

daß man im privaten Rahmen bzw. in kleineren Gaststätten Parties feierte, bei denen viel improvisiert und selbst gestaltet wurde. »Wir wollten den Westen imitieren, aber mit unseren eigenen Mitteln« brachte es ein Jugendlicher auf den Begriff. Für manche Jugendliche begann der »Selbstfindungsprozess« mit dem Kontakt zu Kirchenkreisen, die Jugendgruppen organisiert hatten (z.B. die »Junge Gemeinde« der Evangelischen Kirche).

Gleichzeitig war die Jugendphase zu DDR-Zeiten kurz: Jugendweihe, frühe Heirat, um endlich eine eigene Wohnung zu bekommen, das erste Kind mit Anfang 20 und die Anmeldung eines Trabants - dies waren für viele »immer dieselben« und sehr schnellen Schritte zum Erwachsenwerden (vgl. Huinink/Mayer 1993, S. 160). Wer dagegen schon in jungen Jahren als »Querulant« eingeschätzt wurde, hatte zunehmend bessere Chancen einen Antrag auf Ausreise auch genehmigt zu bekommen.

Unter denen, die auch nach der Wende geblieben sind, befinden sich auffallend viele, die sich als wenig materiell eingestellt beschreiben und als weitere Eigenschaften ihren Gemeinschaftssinn, ihre Toleranz und Heimatverbundenheit betonen.¹⁴ Wird der Zusammenhalt unter den Jugendlichen zu DDR-Zeiten meist als weitgehend konfliktfrei und ohne große Unterschiede (z.B. mit gleichen Tagesabläufen etc.) beschrieben, so würden jetzt Zukunftsängste, Orientierungslosigkeit, soziale Abgrenzungskämpfe und die Suche nach neuen Leitbildern aufbrechen.

»Die haben hier viel zusammengehalten, die Wurzenener Jugend. Da gab es zwar öfter mal Streitigkeiten, aber im großen und ganzen haben die hier mehr Zusammenhalt gehabt, als die Jugend so im Westen. Da ist es irgendwie familiärer zugegangen. .. eine ganz andere Stimmung war da als jetzt, nicht so aggressiv. Getrunken wurde zwar auch, aber es war irgendwie alles viel lustiger, unbefangener. Na ja und jetzt heißt es: Was bist du denn für einer, bist ein Linker oder bist ein Rechter? Viele wissen nicht so richtig, wo sie hingehören. Die können das irgendwie nicht ablegen, daß nicht jetzt jemand über sie bestimmt ... wie z.B. bei Honecker. Die brauchen irgendwie eine Gruppierung, wo sie sich anschließen können, z.B. daß viele Rechte überhaupt nicht rechts sind, sondern daß sie einfach eine große Familie sein wollen, einfach sich geborgen fühlen da in den Kreisen da, wo die sind, und ihre Probleme, die betäuben sie eben mit Alkohol, und ihre Langeweile, die vertreiben sie eben, indem sie die Leute verkloppen. Der größte Teil von denen, würde ich sagen, weiß gar nicht wer Hitler war.«

Neben der Clique, die - und auch das in abnehmendem Maße - Verunsicherungen und Orientierungslosigkeit noch auffangen kann, ist es für viele bereits früher kritisch denkende Jugendliche auch jetzt die Region und nicht der Staat, die ihren derzeitigen Lebenszusammenhängen eine gewisse Stabilität und Verlässlichkeit verleiht:

14 Das Zusammengehörigkeitsgefühl ist es auch, warum viele Jugendliche, die ohne Familie in den Westen gegangen sind, inzwischen wieder nach Wurzen zurückgekommen sind. Sie sind von der »kalten« und »anonymen« westlichen Lebenswelt enttäuscht und ziehen die Gemeinschaft der Kumpels einem Arbeitsplatz in einer westdeutschen Stadt, in der man schwer Anschluß finden würde, vor.

»Politisch gesehen war die DDR für viele Leute ein absoluter Horror, viele Andersdenkende haben sich dadurch ihren ganzen Weg verbaut, ...gewisse Freiheiten haben sie nicht bekommen und das hat viele, so was künstlerisch und so gewesen ist, nicht weitergebracht und das war schade gewesen. Also politisch ist die DDR für mich tot, aber von der Mentalität her oder der Kreativität her, finde ich war es früher schöner, auf jeden Fall. Es war ein anderes Zusammenleben, man hat also schöne Dinge, die damals schön waren, bewußter erlebt, was man jetzt durch diesen materiellen Boom gar nicht mehr so empfindet. ...Auch wo die DDR noch bestanden hat oder in der Wende, was hier so für Diskussionen gelaufen sind ... und wo man sich auch gegenseitig aufbauen konnte, das war unwahrscheinlich wichtig. Ich weiß nicht, ob das jetzt in irgendeiner anderen krisenhaften Situation vielleicht so in dem Maße möglich wäre. An manchen Tagen fühle ich mich, ich will nicht sagen von Deutschland verlassen, aber ich kann mich mit dem Staat, was Deutschland ist, nicht identifizieren, also für mich ist Wurzen, das ist für mich ne Heimat. ...aber Deutschland, das ist ein anderes Denken.«

Im Gegensatz zu diesem Gefühl der Staatenlosigkeit bleibt anderen unter dem Druck von Arbeitslosigkeit, Zukunftsängsten und nach wie vor hoher Abhängigkeit (in Bezug auf Wohnung und Existenzsicherung) von einem Elternhaus, das nicht selten selbst mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, nur eine Gewißheit: Nämlich die, Deutscher zu sein. Ihre Wut richtet sich gegen jeden, der es ihrer Meinung nach besser hat. In einem Gespräch mit einigen Skins hieß es:

»Gerade jetzt in Wurzen, die Ausländer, die nehmen uns die Häuser weg, das alte Krankenhaus, das wäre ideal für uns und da stecken sie eben die Asylanten rein und wir sitzen auf der Straße.... Wenn wir nichts kriegen, warum sollen die denn dann was haben?«

Rechtsradikale Parolen sind also wesentlich ein Spiegel sozialer Probleme eines beachtlichen Teils vor allem gering qualifizierter Jugendlicher, die sozial nicht mehr integriert sind und über einen gemeinsamen Gegner zu einem neuen Selbst- und Gruppenbewußtsein finden wollen (vgl. auch Hondrich 1993). Dagegen bedeutet für die schulisch und sozial gut abgesicherten Jugendlichen, in erster Linie Gymnasiasten, die Wiedervereinigung eine Erweiterung ihrer Ausbildungs- und Berufschancen. Die Annahme, daß vor allem Jugendliche die soziokulturelle Integration in die Vereinigte Bundesrepublik leichter verkraften als Erwachsene, kann somit nicht uneingeschränkt bestätigt werden (vgl. Kühnel 1990, S. 82 und Göschel 1991, S. 106). Ebenso hat der »Vormarsch hedonistischer Orientierungen ... bisher altruistische Werte (noch) nicht zurückdrängen können« (Roski 1990). Für Jungen und Mädchen gleichermaßen gilt, daß eine stärkere Bindung durch Heirat und Kinder zwar nicht ausgeschlossen, aber doch längere Zeit hinausgeschoben wird.

6. Alte und neue »Verständnisbrücken«

Dieser Überblick wirft nicht nur ein Licht darauf, wie groß die alters- und generationsspezifischen Unterschiede in der Vergangenheitsbewertung und den Verarbeitungsformen der Wende gegenwärtig sind, sondern deutet

zugleich auf erhebliche Differenzen und Spannungen zwischen den Generationen vor der Wende hin, ohne daß diese allerdings einen entsprechenden politischen Ausdruck finden konnten. Niethammer (1988, S. 62) spricht daher von einem im Vergleich zur 68er Bewegung in der Bundesrepublik »eingefrorenen« Generationenkonflikt der DDR, der einen »Entwicklungsstau des Systems verursacht und jüngere »Kreativpotentiale« an den Rand der Gesellschaft oder zur Ausreise gezwungen hat. Die Verständigungsprobleme zwischen den Generationen entstanden vor allem durch die sinkende ideologische Bindekraft antifaschistischer Traditionen, die lediglich noch von einigen Funktionären der Großvätergeneration repräsentiert wurden und nur bei ihnen noch auf lebensgeschichtlichen Erfahrungen beruhten (Niethammer 1988, S. 57). Ihnen wurde daher zwar auch vom politischen Gegner und den Jüngeren noch viel Respekt gezollt, die Überzeugung jedoch, in der DDR sei man in Bezug auf die grundsätzliche Überwindung des Nationalsozialismus konsequenter und ehrlicher geblieben als in der Bundesrepublik, war für die 20 bis 30jährigen von weit geringerem Wert als für die über 40jährigen (Gaus 1983, S. 50). Auch die Entbehrungen der sog. »Aufbaugeneration« lieferten keine wesentlichen identitätsstiftenden Momente für die nachrückenden Generationen.

Aber stimmt es deshalb, daß sich die Idee des Sozialismus gegen Ende der DDR völlig verbraucht hatte und es die Jugend der 80er Jahre war, die den »anpassungsbereiten Gründergenerationen politisch Beine gemacht« hat (Neckel 1993, S. 172), so daß nun Verachtung und Sprachlosigkeit zwischen den Generationen herrschen (ebd., S. 172)? Stimmt es, daß das DDR-System in der Folge der Generationen immer mehr an Legitimation verloren hat und es daher vor allem die älteste Generation ist, die aufgrund ihres Alters, ihrer langen Systemverbundenheit und höherer materieller Einbußen den gesellschaftlichen Umbruch am schwersten verkraftet (Weidenfeld/Lutz 1992, S. 8)? Erste Eindrücke aus der Zeit der Wende legen diese Sichtweise nahe. Und doch zeigen die Interviews derer, die geblieben sind - und nur um dieses Segment handelt es sich bei dieser Untersuchung -, eine ganze Reihe von »Verständnisbrücken«¹⁵ und ideologischen Überschneidungen zwischen den Generationen, die vor dem Systemzusammenbruch bestanden haben und auch nach der Wende zum »sozialen Kitt« beitragen.

So ist die Frage der Wiedervereinigung zum Beispiel für die meisten »Oppositionellen« kein politisches Ziel gewesen (vgl. auch Rüdtenklau 1991), denn unabhängig davon, daß das Systemende für alle Generationen nicht absehbar war und der »sentimentale Faktor« in der Deutschlandpolitik

15 Zum Begriff der »Verständnisbrücke« vgl. Möding/v. Plato 1988.

(Gaus 1988, S. 178) auch im Osten Deutschlands generationsbedingt schwächer wurde, befanden sich gerade unter den oppositionellen Gruppen der Wende nicht wenige, die am Anspruch einer sozialistischen Gesellschaft festhielten. »Ich habe die DDR, mein Land, nie wieder so geliebt, wie in diesen Oktobertagen« beschreibt ein ehemaliges Mitglied des Neuen Forums (Jg. 1953) rückblickend das eigene Gefühl im Herbst '89.

Sei es unter dem Aspekt von mehr Effizienz und Wissenschaftlichkeit, sei es unter dem Aspekt, die realsozialistische Politik von Dogmatismus und Korruption zu befreien und die Akzente von Klassenkampf und Revolution zugunsten eines »Primats menschlicher Werte« zu verschieben - mehrheitlich ging es den Akteuren der Wende um Reform, nicht um die Abschaffung des Systems. Werte wie Gemeinschaft, Solidarität, Gleichheit und Gerechtigkeit besaßen für viele Gesprächspartner nach wie vor eine hohe Anziehungskraft. Sie tun dies auch heute noch, selbst wenn sie jetzt als »wahrscheinlich nicht zu verwirklichen« gelten und in den Bereich der Utopie rücken. Die Wende ist daher gerade nicht, wie vielfach angenommen, Ausdruck eines einfachen »Generationenrisses« (Zierke/Hofmann 1991, S. 217), sondern Kulminationspunkt von Konflikten, die sich in hohem Maße auch innerhalb der Generationen abgespielt haben (vgl. auch Engler 1992, S. 92 ff.).

Zugleich hatte sich die Dynamik der Wende aus der Sicht vieler verselbstständigt und war »wie ein Fieberschauer über die Gesellschaft« hinweggefegt (Lehrer, Jg. 1943), in dessen Verlauf sehr unterschiedliche Akteure mit differierenden Zielsetzungen aufgetreten sind. Die Ergebnisse der Studie bekräftigen allerdings die Annahme, daß es vor allem die, nach Meinung der Älteren sozialpolitisch »verwöhnten« 25 bis 39jährigen gewesen sind, die auf Veränderungen gedrängt und viele von ihnen später enttäuscht das Land verlassen haben.

Empirische Untersuchungen zum Integrationsprozeß ehemaliger DDR-Bürger in den Westen sind nach wie vor rar (s. u.a. Ronge 1985). Bei denen, die sich gegen eine Ausreise entschieden haben, ist die Haltung zur »neuen Zeit« keinesfalls ungebrochen. Zwar ist eine nicht selten anzutreffende innere Distanz zu bundesrepublikanischen Verhältnissen vielfach Ausdruck enttäuschter Hoffnungen auf einen schnellen »Aufschwung Ost« oder Resultat des Festhaltens an der eigenen bisherigen politischen Überzeugung - aber nicht nur: Sie wird stattdessen gerade von jüngeren Erwachsenen mit einer Kritik an der westlichen Konsumgesellschaft begründet, in der in ihren Augen das Konkurrenzprinzip, grenzenlose Individualität und zwischenmenschliche Distanz vorherrschen. Neben diese, zum Teil stark ökologisch argumentierende Kapitalismuskritik tritt immer wieder das Argument der Bodenständigkeit und die hohe Priorität, die man

verwandtschaftlichen und anderen sozialen Beziehungen beimißt. Die Qualität der Familien- und Verwandtschaftsnetze zeigte sich zu DDR-Zeiten für die Betroffenen nicht nur darin, inwieweit sie als Versorgungs- und Hilfgemeinschaften taugten, sondern auch anhand ihrer Fähigkeit, bei Versuchen politischer Einflußnahme von außen »zusammenzuhalten«. Es habe nicht wenig Familien in der DDR gegeben, in denen es z. B. wegen der Weigerung des Sohnes, die Offizierslaufbahn einzuschlagen, dazu gekommen sei, daß man sich voneinander »verabschiedet« hätte. So wird berichtet, um dann jedoch fortzufahren, daß es in der eigenen Familie in einem vergleichbaren Fall zwar zu heftigen Auseinandersetzungen, nicht aber zum endgültigen Bruch gekommen sei.

Zwar läßt sich nicht übersehen, daß nach einer Phase gravierender gesellschaftlicher Auseinandersetzungen im Herbst '89, die auch von neuen gemeinschaftsstiftenden Momenten begleitet wurden (vgl. Meuschel 1992, S. 319/320), soziale Differenzierungen aufzubrechen beginnen. Dennoch scheinen Individualisierungsprozesse und gesellschaftliche Segregation im kleinstädtischen Lebenszusammenhang noch nicht zu dominieren. Neue existenzielle Überlebenskämpfe und das »Aufeinander Angewiesensein« gerade im kleinstädtischen und ländlichen Bereich lassen auch jetzt die Generationen eher wieder zusammenrücken und »stille Bündnisse« schließen. Und auch jetzt wieder sind es häufig Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen, die in schwierigen Zeiten Verlässlichkeit und Geborgenheit garantieren sollen.

Zu den gegenwärtigen »Verständnisbrücken« gehören also auch der, zum Teil früher schon praktizierte und auch jetzt häufig anzutreffende Rückzug ins Private, aber auch eine neue, aus Enttäuschung entstandene Politikverdrossenheit und die Haltung des »Nie mehr wieder«. ¹⁶ Ob »Verlierer« oder »Gewinner« der Deutschen Einheit, auch hinsichtlich der eigenen Vergangenheit sind sich die meisten meiner Gesprächspartner einig: Den Blick nach vorn und nicht zurück zu richten.

Die biographischen Verläufe der ehemaligen DDR-Bürger sind einem doppelten Veränderungsprozeß ausgesetzt. So geraten mit dem Systemende der DDR nicht nur die bislang gesellschaftlich vorgegebenen Lebenslaufmuster ins Wanken, sondern für die Individuen nimmt - insbesondere im Zuge des Transformationsprozesses, in dem institutionalisierte Regelsysteme zumeist fehlen oder (noch) nicht funktionieren - der Druck zu, ihre Biographien mehr als bisher in eigener Regie zu gestalten. Ganz allgemein

16 Vgl. Möding/v. Plato (1988, S. 78), die diese Verständnisbrücken nach 1945 »zwischen ... verschiedenen Publizisten-Gruppen und auch zwischen dieser zu anderen Eliten und zu der Masse der Bevölkerung« feststellen.

geht man davon aus, daß individueller Handlungsspielraum und Entscheidungsdruck zur Gestaltung des weiteren biographischen Verlaufs gegen Ende der Jugendphase besonders hoch sind und im frühen Erwachsenenalter die entscheidenden Weichen für die persönliche und berufliche Zukunft gestellt werden. Nach der Wende werden jedoch nicht nur die jüngeren, sondern auch viele mittlere und ältere Jahrgänge mit erhöhten Anforderungen an persönliche Entscheidungskompetenz sowie neuen, für bestimmte Altersphasen untypischen »Rollen« konfrontiert. Im Verlauf dieses Prozesses sind gewachsene Vertrauens- und Autoritätsstrukturen zwischen den Altersgruppen nicht selten starken Belastungen ausgesetzt. Es werden aber auch, nicht zuletzt weil jede der Generationen von den Veränderungen betroffen ist, überraschend neue Generationsbündnisse geschlossen, die nicht nur »aus der Not geboren« sind, sondern soziale Werte und Tugenden (z.B. Solidarität oder Gemeinschaft) beschwören, die früheren Traditions und Erfahrungszusammenhängen entnommen sind und Tendenzen einer weiteren Individualisierung entgegenwirken sollen.

Literatur

- Berger, Johannes (Hg.) 1986: *Die Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren*, Soziale Welt, Sonderband 4. Göttingen.
- Berger, Peter L.; Thomas Luckmann 1990: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Ffm (Erstausgabe 1966).
- Bude, Heinz 1987: *Deutsche Karrieren*. Ffm.
- Calließ, Jörg (Hg.) 1991: *Getrennte Vergangenheit - Gemeinsame Geschichte*. Evangelische Akademie Loccum: *Loccumer Protokolle* 65/91.
- Eisenmann, Peter 1991: Die Jugend in den neuen Bundesländern. Sozialistische Bewußtseinsbildung und ihre Folgen, in *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 27/91, 28. Juni 1991, S.3-10.
- Elias, Norbert 1992: *Studien über die Deutschen*. Ffm.
- Engler, Wolfgang 1992: *Die zivilisatorische Lücke. Versuch über den Staatssozialismus*. Ffm.
- Fogt, Helmut 1982: *Politische Generationen: Empirische Bedeutung und theoretisches Modell*. Opladen.
- Friedeburg, Ludwig v. (Hg.) 1967: *Jugend in der modernen Gesellschaft*. Köln, Berlin (1. Auflage 1965).
- Friedrich, Walter 1990: Mentalitätswandlungen der Jugend in der DDR, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 16-17/1990, 13. April 1990, S. 25-37.
- Gaus, Günter 1983: *Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung*. Hamburg.
- Gaus, Günter 1988: Die Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten - Praxisprobleme und Perspektiven, in Meyer/Schröder (Hg.) 1988, S. 172-185.
- Göschel, Albrecht 1991: Wandel des Kulturbegriffes, in *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung*, Jg. 14, H. 29, S. 94-109.
- Hondrich, Karl Otto 1993: Das Volk, die Wut, die Gewalt, in *Der Spiegel* H. 1/1993, S. 29
- Huinink, Johannes; Karl Ulrich Mayer 1993: Lebensverläufe im Wandel der DDR-Gesellschaft, in: Joas/Kohli (Hg.) 1993, S. 151-171.
- Joas, Hans; Martin Kohli (Hg.) 1993: *Der Zusammenbruch der DDR*. Ffm.
- Kohli, Martin 1977: Lebenslauf und Lebensmitte, in *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 29, H. 4, S. 625-656.
- Kohli, Martin 1985. Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 37, H. 1, S. 1-29.

- Kühnel, Wolfgang 1990: Scheinbar konfliktfrei aneinander vorbei. Eine Retrospektive auf die Generationsbeziehungen in den 80er Jahren in der DDR, in *PROKLA*, 20. Jg., H. 80, S. 28-39.
- Mannheim, Karl 1928/29: Das Problem der Generationen, in Friedeburg (Hg.) 1967, S. 23-48.
- Mayer, Hans 1991: *Der Turm von Babel. Erinnerung an eine Deutsche Demokratische Republik*. Ffm.
- Meyer, Gerd; Jürgen Schröder (Hg.) 1988: *DDR heute*, Tübingen: Gunter Narr.
- Meuschel, Sigrid 1992: *Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR*, Ffm
- Möding, Nori; Alexander v. Plato 1988: Journalisten in NordrheinWestfalen nach 1945, in *Bios*, 2/1988, S. 72-82.
- Neckel, Sighard 1993: *Die Macht der Unterscheidung*. Ffm.
- Niethammer, Lutz 1988. Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR, in *BIOS*, 1/1988, S. 19-66.
- Niethammer, Lutz 1990. Volkspartei neuen Typs? Sozialbiografische Voraussetzungen der SED in der Industrieprovinz, in *PROKLA* 80, 20. Jg. 1990, S. 40-70.
- Ronge, Volker 1985: *Von drüben nach hüben. DDR-Bürger im Westen*. Wuppertal.
- Roski, Günter 1990: Optimismus ohne Blauhemd - Jugend ein Jahr danach, in *Leipziger Volkszeitung am Wochenende*, 8./9. Dezember 1990, S. 2.
- Rüddenklau, Wolfgang 1991: *Störenfried. DDR-Opposition 1986-1989*, Berlin.
- Staritz, Dietrich 1985. *Geschichte der DDR 1949-1985*, Ffm.
- Statistisches Amt der DDR 1990: *Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik '90*, Berlin.
- Voges, Wolfgang 1987: *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen
- Weidenfeld, Werner; Felix Philipp Lutz 1992: Die gespaltene Nation, in *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Das Parlament, B 31-32/92, 24. Juli 1992, S. 3-22.
- Zierke, Irene; Michael Hofmann 1991: Was bleibt den in der DDR Aufgewachsenen? Diskussionspapier, in Calließ (Hg.) 1991, S. 215-220.